

Das Dreigesirn.

Roman von Hans u. Spielberg.

(Fortsetzung.)

„Mein theurer Gaston!“ so begann der Brief. „In großer Sorge um Dich schreibe ich diese Zeilen, die mit der Marschall Morimont durch einen kaiserlichen Kurier sicher an Dich zu befördern beabsichtigt hat. Wir wissen hier so gut wie gar nichts von unserem tapferen Helden, von euch, die ihr das Vaterland von der Invasion der russischen und deutschen Barbaren befreien sollt. Das Wenige, was verlautet, wird vielfach angezweifelt, und der vergangene Jahr durchlebt hat, fortgesetzt von immer neuen Siegen hörte und stets neue Enttäuschungen erleben mußte, dem kranft sich das Herz in verzweifelter Sorge zusammen. Wird es dem Genie des Kaisers gelingen, der übermächtigen Feinde Herr zu werden? Es ist hohe Zeit, daß entscheidende Siege das Prestige des Kaisers neu stärken, denn ich weiß durch meine Verbindungen mit den Führern der königlichen Partei nur zu gut, daß sich die Bourbonnen stark rühren und ohne Unterlaß schüren. So lange der Kaiser mit seiner unerschütterlichen Energie das Ruder des Staatsschiffes fest in der Hand hielt, wagten sie nur ganz im Geheimen ihre Pläne zu spinnen. Jetzt warten sie nur auf den Augenblick, um die Visiten an ihre Hüfte zu stecken und die Trifolore abzuschneiden — zum Unheil für unser armes Frankreich! Ich weiß auch mit Sicherheit, daß I. sich bereits mit ihnen in Verbindung gesetzt hat — der elende Intrigant, der überall seine Hände im Spiel haben muß und zum Glück auch meines Lebens geworden ist.“

Louison — meine arme Louison! Während ich diese Zeilen schreibe, sitzt sie am Fenster und schaut mit ihren süßen Augen auf die wackelnden Schöneblöden draußen. Was weiß sie von den Sorgen, die mich quälen, die mich um den Schlaf meiner Nichte, um die Ruhe meiner Tage bringen! Du, Gaston, Du allein kennst mein Geheimnis, kennst die Ursachen meiner steten marternden Angst. Ich ertrüge es nicht, wenn mit mein Liebster entweicht würde, das theure Kind, das der einzige Schatz meines Lebens ist und mein höchstes Glück. Und doch sehe ich den Tag kommen, an dem der schleichende Sünder, der das Lebensglück meiner Schwester vergiftete, auch das Glück meines geliebten Kindes zertreten wird — rüchloslos, erbarmungslos! Wie oft habe ich den Kaiser in jenen glücklichen Tagen, als wir bei meiner theuren Josephine in Malmouison weilten, als er noch nicht jedem Jesu sprache unzugänglich war, vor der schlauen Schlangengewalt, die Niemand vielleicht in ganz Frankreich so genau kennt, wie ich — es war stets vergessenes Der stolze Kaiser lachte mich aus. Frauen und Politik paßten nicht zu einander! Jetzt werden wir erleben, daß I. unseren Herrn verrät, wie er mich vernichten wird. Ach, Gaston, wärest Du hier, mich und Louison vor ihm zu schützen! Ich weiß seine Agenten umschleichen bereits mein Heim — ich habe ihn selbst beobachtet, wie er sich in der Kirche mit einem unbekanntem Grinsen nach der jungen Schönheit Louison's umschaute — ich fürchte das Schlimmste! Aber ich bin auch auf Alles gefaßt und vorbereitet, meine Maßregeln sind getroffen.

Lebe wohl, mein Gaston! Louison sendet Dir innigste Grüße, sie denkt Deiner mit den traurigsten verdammten Gefühlen. Das Kind wird von Tag zu Tag schöner, sie blüht wie eine Maientaube, und unter der sonnigen Hülle verbirgt sie ein edles, gutes Herz. Daß der Allmächtige sie bewahre und behüte!

Unterzeichnet war das Schreiben „Anne de Bernier“ und eine Nachschrift fügte hinzu:

„Deinem Wunsch entsprechend habe ich auf dem Ministerium noch einmal Nachforschungen nach dem Vientenan Dulot anstellen lassen. Sie sind leider, wie unsere früheren, vergeblich gewesen. Der Papere scheint also endgültig verschollen und ist in den Regimentskisten auch bereits als todt aufgeführt.“

Es unterlag für Stetten keinem Zweifel, daß die Schreiberin des Briefes leicht aufzufinden sein müsse. Sie war sicher eine Persönlichkeit von Bedeutung, das ging schon allein aus den Andeutungen von ihren Beziehungen zu den Führern verschiedener Parteien hervor. Stetten fragte daher,

während er im Hotel de Pavillon, wo einquartiert worden war, einen kleinen Imbiss genommen, kurzer Hand nach Madame de Bernier.

Der Besitzer, der es nicht hatte nehmen lassen, die preussischen Herren persönlich zu bedienen, sah etwas erstaunt auf den Offizier. Madame de Bernier? O freilich, wenn der Herr Hauptmann Madame Anne de Bernier meinte, die ehemalige Ehrenbabe der Kaiserin Josephine, diese wohnte ja ganz in der Nähe, Rue Honore No. 54 an der Ecke der Rue Chamberlin.

Es dämmerte bereits leicht, und ein starker Nebel hatte sich über die Straßen gebreitet, aber Stetten hielt es doch für geboten, sich seiner Aufgabe so schnell wie möglich zu entledigen. Konnte ihm doch jede Stunde den Befehl bringen, Paris zu verlassen. Wer vermochte zu wissen, ob er dann noch Gelegenheit fand, die Briefschreiberin aufzufinden, deren Zeilen ihn so seltsam bewegt hatten.

Auf der Straße herrschte noch ein zages Leben und Treiben. Eine unruhig bewegte Menge wogte durcheinander, in den Fenstern flammten die ersten Lichter auf, alle Ausläufer waren geöffnet, und vor den zahlreichen Wohnhäusern waren trotz des kühlen Abends Stühle in's Freie gerückt, auf denen lustig gemischt Männer und Frauen Platz genommen hatten. Wenn nicht ab und zu eine Patrouille der wachhabenden Truppenteile in festem Schritt durch die Straßen marschierte, man würde kaum bemerkt haben, daß man sich in einer eroberten Stadt befand, vor deren Thoren und Wällen gestern noch Ströme von Blut geflossen waren.

Auf dem Vendomeplatze stautete sich die Masse, nur mit Mühe konnten sich Stetten und sein Führer hindurchdrängen. Plötzlich blieb der Letztere, ein blutjunger Vollblutpauzer, stehen und lachte laut auf: „A bas Napoleon!“

Im grauen Nebel sah Stetten die riesige Siegessäule vor sich, die Napoleon schon bei Lebzeiten errichtet worden war, auf der er selbst, angekleidet mit der antiken Toga, als Triumphtor prangte. Eine große Menschenmenge stand dicht gedrängt um die hochragende Säule, und eine Schaar junger Burschen hatte einen Strid um die Statue des Kaisers geschlungen und zerrte unaufhörlich an dem Stahl, das erzene Standbild in den Staub zu stürzen. „A bas Napoleon!“ johlte die wüste Masse immer auf's Neue, und ein großes wildes Hohnschreien begleitete jedes Schwanken des Denkmals. „Herunter mit dem Tyrannen, dem Blutsauger, dem Mörder!“

Stetten wandte sich ab, er mochte dem Schauspiel nicht weiter zusehen, das ein lebendiger Beweis von der ewig wechselnden Volksgunst war. „Vorwärts!“ sagte er zu seinem Begleiter. „Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Nach zwei kurze Straßen, und der Soldatener deutete auf ein kleines Eckhaus mit einer schlichten, aber vornehmen Fassade. Wenige Fensterfront, ein mächtiges, für die Dimensionen des Hauses fast zu großes Thor mit kunstvollem Eisengitter, hinter dem sich erst die eigentliche Thür befand; an der einen Seite eine Einfahrt, die ebenfalls vergittert und verschlossen war, über die hinweg man aber die Kronen einiger alten, hohen Bäume sehen konnte.

Der Diener zog an der Klingel, die neben dem Haupteingang angebracht war. Niemand öffnete. Er pochte an dem eisernen Rantenthor des mittleren Thores — umsonst! Das ganze Haus schien wie ausgestorben.

Schon war Stetten im Begriff, jeden weiteren Versuch aufzugeben, als er hinter dem Fenster des Kellergeschosses, dicht neben dem Thor, ein Paar Augen zu blickern glaubte, die scheu und neugierig zugleich nach ihm auslugten, um gleich darauf, als er sich dem Fenster näherte, zu verschwinden. Er faßte nach seinem Säbel und pochte mit der Scheide heftig an das Fenstergitter: „Aufgemacht! Schnell! Ich wünsche Madame de Bernier zu sprechen — ich habe wichtige Nachrichten für sie!“

Jetzt erschien die Besitzerin der zwei Augen am Fensterrahmen, ein altes Weib, zitternd vor Angst und so erregt, daß es den preussischen Offizier wie Mitleid überkam: „Ich komme ja nicht als Feind, nicht einmal als Einkwartierung, Wäitertchen!“ rief er der Alten zu. „Ist Madame de Bernier aufgesprochen?“

„Nein, mein Herr!“ gab die Greisin, endlich näher an die Fensteröffnung tretend, mit leicht bebender Stimme

zurück. „Ich bedauere unendlich, dem Herrn nicht dienen zu können. Madame de Bernier ist vor acht Tagen nach London abgereist.“

Die Alte sprach merklich gebildet für die einfache Kleidung, die sie trug, und gerade dieser Umstand machte Stetten stutzig. „Sie sprachen die Wahrheit?“ forschte er scharf. „Es handelt sich um wichtige Interessen Ihrer Herrin. Ist Madame wirklich abgereist?“

„Ganz gewiß, mein Herr, ganz gewiß!“ versicherte die Greisin. „Schon vor acht Tagen. Der Herr Offizier können sich auf dem Polizeibureau erkundigen, wo die Pässe für Madame und Mademoiselle ausgefertigt wurden, Rue Jerome.“

„Und die Adresse von Madame?“

Einem Augenblick, so schien es wenigstens, stutzte die Alte. „Ich bin beauftragt, Briefe für meine Herrschaft in Empfang zu nehmen,“ sagte sie dann zögernd.

„Um die Adresse hat ich!“ wiederholte Stetten energisch.

„Wenn der Herr mir nicht vertrauen können Sie unter der Adresse von Madame, poste restante, London-Bicadilly schreiben. Aber —“ fuhr sie dann fort, „wenn es sich um etwas Wichtiges handelt, so würde ein mir übergebener Brief immer noch schneller Madame erreichen!“

Stetten überlegte. „Ich werde nach London schreiben,“ meinte er dann und wandte sich zum Weitergehen an. Auf dem Rückweg zu seinem Gasthofe setzte sich in Stetten immer mehr die Ueberzeugung, daß die Alte in dem verlassenem Hause nicht die Wahrheit, wenigstens nicht die volle Wahrheit gesprochen habe. Ihr Zögern und Schwanken war seinem scharfen Auge nicht entgangen, es mußte sich mehr dahinter verbergen, als die natürliche Scheu vor dem fremden Offizier. Andererseits hatte es ja manche Wahrscheinlichkeit für sich, daß Madame de Bernier nach England gegangen war. Ihrem Briefe nach drohten ihr in Paris bei einem Umschwung der Verhältnisse Gefahren — „ich habe meine Maßregeln getroffen!“ hatte sie geschrieben. Aber Stetten wußte auch, daß es nicht leicht war, in jenen Tagen nach England zu gelangen. Der Weg über Holland war durch die Heere der Verbündeten gesperrt, die direkte Fahrt über den Kanal durch die alle Küsten Frankreichs blockierenden britischen Schiffe mindestens sehr gefährdet. Wie in aller Welt sollte die Dame nach England gelangt sein?

Nach langem Ueberlegen kam Stetten endlich zu dem Entschluß, es am nächsten Tage noch einmal mit der alten Haushälterin — denn diesen Posten mußte sie ja wohl besetzen — zu versuchen. Er mußte irgend eine weitere Auskunft erlangen.

In aller Morgenfrühe schlug er auf das Neue, diesmal allein, den Weg nach dem Hause der Madame de Bernier ein. Zu seinem Erstaunen fand er diesmal die Thorschwelle geöffnet, und als er das weise elegante Treppenhäus betrat, hörte er ein heftiges Stimmengewirr aus den unteren Räumen. Eine grobe Männerstimme sprach lebhaft und in brutalen Ausdrücken, dann antwortete eine ängstliche Frauenstimme: „Aber ich versichere den Herrn, Madame ist wirklich nicht anwesend.“

„Schwachs, Du alte Bettel, und öffne uns die oberen Zimmer. Und wenn wir Alles durchstöbern sollen und das Oberte zu unterst kehren — wir wollen Deine Herrin schon finden! Vorwärts!“

Stetten schritt rasch die Treppe, die nach dem Souterrain führte, hinauf und sah einige Polizisten. Gleich darauf trat ein Sergeant aus dem einen Zimmer, die alte Frau mit rother Hand gewaltsam hinter sich herzerrend.

„So — ich werde mit euch Rad gerade Umstände machen! Heraus mit den Schlüsseln! Wir sind ganz genau unterrichtet — und wir haben Beweise!“

„Was geht hier vor?“ fragte Stetten energisch. „Lassen Sie die Frau los!“

Die Polizisten sahen erstaunt auf den preussischen Offizier. Einen Augenblick zögerten sie, dann griff der Sergeant an die Mütze: „Befehl des Herrn Polizeipräsidenten, mein Herr. Ich habe den Auftrag, mich der Person der Madame de Bernier zu verschaffen!“

„Des Polizeipräsidenten? Ich denke, ausgedrückt hat in Paris nur der Gouverneur der verbündeten Monarchen zu befehlen! Haben Sie denn einen Befehl des Generals von Pfuhl?“

„Nein, mein Herr,“ entgegnete der Polizist sichtbar verlegen.

„Wessen ist Madame de Bernier aber die Kronen einiger alten, hohen Bäume sehen konnte.“

„Sie ist verdächtig eine der Vertrauten des Tyrannen Napoleon zu sein.“

Stetten sah erst jetzt, daß von den Köppis der Polizisten bereits die dreifarbigten Kolarben abgenommen waren, die weiße Farbe der Bourbonnen war an ihre Stelle getreten. Man ging schnell vorwärts in Paris.

„Vorgestern hättet ihr ohne Zweifel noch jeden Befehl des „Tyrannen“ ohne zögern ausgeführt!“ konnte er sich nicht enthalten, zu sagen. „Aber dem sei, wie ihm wolle — doch hat kein Befehl irgend eines Polizeipräsidenten hier Geltung, der nicht von dem Gouverneur der Stadt gegengezeichnet ist. Dies Haus steht unter meinem Schutz — ich ersuche Sie, es sofort zu verlassen!“

Der Sergeant warf nun seinen Leuten einen fragenden Blick zu. Er war anscheinend selbst unsicher geworden.

Darf ich um den Namen des Herrn bitten?“ fragte er dann auffallend höflich. „Ich muß mich meinen Vorgesetzten gegenüber doch rechtfertigen können.“

Hauptmann v. Stetten, vom Stab seiner Excellenz des Marschalls Blücher; nun lassen Sie das arme Weib da los und kommen Sie nicht wieder hierher, ohne genügende Vollmacht, verstanden? Ich werde mich heute noch selbst in diesem Hause einquartieren!“

Die Polizisten gingen. Kaum war der Letzte aus dem Hause, so eilte die Alte ihnen nach in den Treppenhof und warf das Thor zu. Dann kam sie hastig zurückgetreten, und es fehlte nicht viel, so wäre sie vor dem jungen Offizier in die Arme gesunken, in so überschwänglicher Weise dankte sie ihm für seine rechtzeitige Hilfe.

„Ich weiß nicht, ob ich recht that, mich von meinem guten Herzen hinreißen zu lassen — vielleicht ist Madame de Bernier wirklich in politische Umtriebe verwickelt,“ versetzte Stetten.

„Nein, nein, mein Herr!“ versicherte die Greisin eifrig, „es sind nur persönliche Feindschaften, welche die Polizei hierher gelockt haben.“

Stetten sah sie scharf und mißtrauisch an. „So? Nun, was wird sich herausstellen. Sie, Madame, scheinen jedenfalls nicht die einfache Beschleierin zu sein, als die Sie sich ausgeben?“

Die Alte antwortete, ihre Sicherheit allmählich wiedergewinnend, mit der Gegenfrage: „Habe ich nicht die Ehre, denselben Herrn vor mir zu sehen, der gestern Abend nach Madame de Bernier fragte?“

„Ja wohl, der bin ich. Und ich komme, um meine Frage noch einmal zu wiederholen: kann ich Madame de Bernier sprechen?“

Als die Greisin zögerte, fuhr er fort: „Ich habe Madame eine wichtige Mitteilung, den Vicomte Gaston de Labourd-Macard betreffend, zu machen!“

Ueber die tanzeligen Züge der Alten glitt ein flüchtiger Sonnenschein: Ueber den Herrn Vicomte — ah, wie wird Madame glücklich sein — wir warten schon in großer Sorge!“

„Leugnen Sie nun noch, daß Madame hier ist? Sie sind eine schlechte Diplomatin.“ Stetten mußte unwillkürlich lachen.

„Pardon, Monsieur, aber das ist ja ganz etwas Anderes, wenn Sie eine gute Nachricht von unserem theuren Vicomte bringen.“

„Eine gute ist es leider nicht.“

Die Greisin erschrad: „Er ist verlobt!“

„Er war verlobt.“

„Tobt also?“

„Er starb in meinen Armen.“

„D, mein Gott!“

Stetten ließ der Frau sich Zeit, sich zu fassen. Also ich kann ihre Herrin sprechen? Madame befindet sich hier im Hause?“

„D nein. Ich will Ihnen gern alle Gemächer öffnen, ich habe die Wahrheit gesprochen: Madame ist nicht hier.“

„Aber in Paris? Suchen Sie mir nicht auszuweichen.“

„Wenn der Herr mich zwei kurze Stunden allein und unbeobachtet lassen will, will ich auf diese Frage antworten. Reht kann ich es nicht — ich darf es nicht!“

„Gut! Ich werde in zwei Stunden wieder vorkommen. Aber ich rathe Ihnen, mich nicht zum Besten zu haben, sonst beuge ich mich sofort von hier aus zu unserem Gouverneur und

erwarte seinerseits einen Haftbefehl gegen Madame de Bernier. Daß ich dann mit oder ohne die Hilfe Ihrer Polizei die Dame finden werde, darauf können Sie sich verlassen!“

Ungebuldig durchwanderte Stetten während der nächsten Stunden die Straßen der Weltstadt. Das trübe Wetter von gestern hatte der herrlichsten Frühjahrswitterung Platz gemacht. Paris zeigte sich im Sonnen-glanz von seiner schönsten Seite. Trotz der frühen Morgenstunde strömte eine festlich geschmückte Menge durch die Straßen, lustig und guter Dinge, als sei nun das Ende aller Schreden gewiß, der Friebe gefiebert, das Loos Frankreichs entschieden. Die große beschuldigt!“

Masse schen leblich dem Bergmigen zu leben, der Befriedigung der Neugierde. Jeder vorübergehende preussische oder russische Offizier wurde angestarrt wie ein Wunderthier, und als Stetten in einem der Restaurants des Palais Royal ein kleines Frühstück einnahm, sammelte sich um seinen Tisch sofort eine schaulustige Gesellschaft, der es gar verwunderlich vorzukommen schien, daß einer von diesen Barbaren ganz manierlich Messer und Gabel gebrauchte.

Endlich waren die zwei Stunden verfloßen. Pünktlich stand Stetten wieder vor dem Hause in der Rue Honore und sofort öffnete sich auch die Thür. Die alte Hüterin des Hauses winkte dem Offizier zu, ihr zu folgen. „Madame will Sie empfangen — im Vertrauen darauf, daß ein preussischer Edelmann zwei unglückliche Frauen nicht verrathen und ihren Feinden ausliefern wird,“ flüsterte sie mit einem sorgenvoll fragenden Blick, während sie an der Seite Stettens durch das Treppenhäus schritt.

„Madame darf beruhigt sein. Ich sehe freilich als selbstverständlich voraus, daß Ihre Gebietarin in keine Verschönerung gegen uns verwickelt ist!“

„Auch dessen soll ich Sie im Voraus versichern, mein Herr. Madame de Bernier hat Niemand zu fürchten, als persönliche Feinde.“

Die Alte schritt durch eine Reihe weniger geräumiger, aber mit solidem Lurus eingerichteter Zimmer des Erdgeschosses und schloß endlich eine Thür auf, die nach einem hintergarten hinausführte. Dieser war durch eine hohe Mauer abgeschlossen. Als Stetten mit seine schweigsamen Begleiterin diese Mauer durch eine kleine Pforte passirt hatte, sah er sich in einer schmalen Gasse. Unweit der Pforte hielt ein Miethswagen, wenigstens trug der Reiter keine Leier Livree. Die Alte öffnete den Schlag und bat Stetten einzusteigen, dann nahm sie selbst bescheiden auf dem Rückste Platz und deutete auf die heruntergelassenen Vorhänge. „Ich soll bitten, daß der Herr die Gardinen während der kurzen Fahrt nicht klappt.“

Stetten nickte schweigend, das Geheimnißvolle an der ganzen Angelegenheit begann ihn immer mehr zu fesseln.

Der Wagen fuhr in scharfem Trab und hielt nach etwa zehn Minuten. Wieder standen sie vor einer mächtigen Mauer, wieder öffnete die Greisin eine kleine Pforte, wieder schritten sie durch einen wohlgepflegten Garten. Derselbe machte einen so parkartigen Eindruck. Die Alte bog in einen Nebenweg ein, der durch ein ausgebelegtes Noctein von mannhohen Sträunern führte. Nach einigen hundert Schritten öffnete sich das Gebüsch, und Stetten stand vor einer kleinen, wohl nur wenige Zimmer bergenden Villa, einem schmuden Bauwerk, an dem aber hier und da der Zahn der Zeit schon stark genagt hatte. Das Häuschen mochte lange Zeit nicht bewohnt gewesen sein.

„Wir sind am Ziel! Ich gehe, Sie meiner Herrin anzumelden.“

Damit eilte die Alte die wenigen Stufen der Vortreppe hinauf, öffnete eine Glasthür und verschwand hinter dem Vorhang, welcher diese nach dem Innenraum verdeckte. Gleich darauf erschien sie aber wieder und winkte. „Madame läßt bitten.“

Es heimelte Stetten wie ein Hauch aus vergangener Zeit an, als er in dem kleinen Gartensalon eintrat. Wie lange war's her, daß er nicht ein so freundliches Kammerfeuer gesaßt und den laisen Zauber der Wohnlichkeit verspürt hatte, den nur eine weibliche Hand zu bereiten vermag. Das Zimmer war sehr einfach eingerichtet, mehr für den Hochsommer dieelicht, als für diese doch immer noch etwas rauhen Frühlingstage, aber man fühlte sofort, daß ein feiner Sinn mit den alten Möbelstücken, den hochbeinigen Sesseln und den vergoldeten Tischchen frei und geschickt gewaltet

hatte.

Stetten blieb indeffen nicht viel Zeit zur weiteren Beobachtungen, denn gleich nach ihm trat Madame de Bernier ein. Eine kleine, zierliche Gestalt, das feingehaltene Gesicht noch Spuren früherer Schönheit verrathend, das volle schwarze Haar von einzelnen weißen Strähnen durchzogen. Madame de Bernier mußte gewohnt haben, die Augen waren geröthet, und in den Wimpern schimmerte es feucht.

Sie begrüßte den preussischen Offizier mit der Sicherheit und Selbstbeherrschung der Frau von Welt.

„Es ist sehr gut von Ihnen, mein Herr, daß Sie sich zu mir bemühen und ich bin tief beehrt über die lästigen Umstände, welche es mit unmöglich machen, Sie in meinem Hause willkommen zu heißen, ja die mich sogar zwingen, Ihren Besuch an so peinliche Bedingungen zu knüpfen. Ich hoffe, sie werden mir.“

Dabei hatte sie einladend auf einen der Sessel gedeutet und selbst auf dem Sopha Platz genommen. Einen Augenblick sah sie stumm da, dann schien ihre bisher gewaltsam aufrechterhaltene Fassung zusammenzubrechen.

„Und es ist wirklich wahr, Gaston ist todt!“ rief sie und ein Strom heißer Thränen flüßte aus ihren Augen.

Vicomte de Labourd-Macard starb den Tod für sein Vaterland, Madame,“ sagte Stetten. „Ich selbst habe ihm die Augen zugebrüht. Ich komme, Madame, um Ihnen diese Briefe zu bringen, diese Uhr hier und die kleine Summe, welche ich in den Kleidern des Verstorbenen fand, zu übergeben.“ Er legte die Gegenstände auf den Tisch.

Madame de Bernier schien zuerst kaum auf diese Aeußerlichkeiten zu achten, sie gab sich ganz ihrem Schmerz hing. Dann aber fuhr sie plötzlich erschredt auf, griff nach der Brieftasche und durchblätterte deren Inhalt: „Sie haben Kenntniß von den Schriftstücken genommen, mein Herr?“ fragte sie unsicher.

„Ich mußte wohl, um einen Anhaltspunkt dafür zu finden, wenn ich von dem Tode des Vicomte Nachricht geben könnte, Madame. Aber ich nahm nur Kenntniß davon, um den Inhalt Ihres Schreibens sofort — zu verbergen.“

Sie sah forschend, mit einem fast angstvollen Blick zu ihm empor, eine Frage schien auf ihren Lippen zu liegen. „Ich vertraue dem Ehrenmann und dem preussischen Edelmann!“ sagte sie dann mit leise bebender Stimme, „und danke Ihnen auch für Ihre letzten Worte, Herr.“

„v. Stetten, Madame.“

„Stetten? Wer ist, als hätte ich diesen Namen schon einmal gehört, mein Herr, aber ich besinne mich vergeblich.“

„Vielleicht erwähnte Vicomte Labourd, daß er auf dem Rückwege aus Rußland im Hause meines Vaters im Quartier lag.“

„Ah, ja wohl, so ist es. Und nun erinnere ich mich auch, mit welcher Begisterung er von der liebevollen Pflege sprach, die er dort gefunden, von einem anmuthigen jungen Mädchen zumal, die sich seiner voll Aufopferung angenommen. Ihre Schwester, Herr v. Stetten?“

„Meine Cousine Jakobäa, gnädige Frau, meinem Herzen aber theuer wie eine Schwester.“

Ueber die Züge des jungen Offiziers mußte wohl eine leichte Rötze geflossen sein, als er den Namen Jakobäa nannte, denn Frau de Bernier lächelte leise — ein flüchtiges, trauriges Lächeln.

„Und nun, wenn Sie Ihre Güte vollenden wollen, Herr v. Stetten, berichten Sie mir, was Sie über die letzten Stunden meines unglücklichen Leibes Gaston wissen. Sie werden sich gewiß denken können, wie theuer mir jede Mitteilung ist, habe ich ihm doch geliebt wie einen eigenen Sohn.“

Stetten verneigte sich, aber ehe er beginnen konnte, unterbrach Madame de Bernier ihn noch einmal: „Erlauben Sie, daß ich meine Tochter rufe, Herr von Stetten. Die beiden jungen Leute sind wie Geschwister aufgewachsen und hängen in rührender Zärtlichkeit aneinander. Louison würde es mir nicht verzeihen, wenn ich sie nicht zur Zeugin Ihrer Worte machte.“

Nur einen Augenblick blieb Madame de Bernier im Nebenzimmer, dann trat sie wieder ein, unmittelbar gefolgt von einer jungen Dame: „Erlaubte, mein Kind, daß ich Dir Herrn v. Stetten vorstelle!“ sagte sie mit jener Höflichkeit, die auch in den Augenblicken höchster Erregung die Frau von Welt nicht verläßt.

(Fortsetzung folgt.)